

Unverkäufliche Leseprobe



Ilko-Sascha Kowalczuk
Die 101 wichtigsten Fragen – DDR

159 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59232-4

16. Wohin ging man zum «Zettelfalten»? Vor der Volkskammer steht ein Polizist, der von einem kleinen Jungen angesprochen wird: «Onkel, darf ich da mal reinschauen?» – «Nein, das geht nicht.» – «Warum denn nicht?» – «Vorschrift ist Vorschrift. Warum willst du denn da überhaupt rein?» – «Ooch, ich wollte nur sehen, ob mein Vati recht hat. Der sagt immer, da sitzen lauter Weihnachtsmänner herum.» Freien und demokratischen Wahlen stellte sich die SED zwischen 1949 und 1989 nie. Die «Wahlen», die sie durchführte, waren seit 1950 immer gefälscht worden, um eine Zustimmung von jeweils knapp 100 Prozent aller Wahlberechtigten – auch die Wahlbeteiligung erreichte nach diesem Schema meist annähernd 100 Prozent – vorzutäuschen. Der Wahlmodus, der nicht zwischen Kandidaten oder Listen unterschied, sondern eine Einheitsliste, auf der SED-Mitglieder dominierten, zur Zustimmung offerierte, untergrub bereits vom Ansatz her demokratische Prinzipien. Es ging nicht darum, eine Entscheidung zwischen Kandidaten zu treffen, sondern dem Vorschlag, so wie er war, zuzustimmen, indem man offen den Wahlschein einmal faltete und in die Wahlurne schmiss. Daher das Wort vom «Zettelfalten». Jeder machte sich verdächtig und wurde entsprechend registriert, der die in einer entlegenen Ecke des Wahllokals verwaiste Wahlkabine, sofern sie überhaupt vorhanden war, aufsuchte.

Gegen diese «Wahlen» erhob sich seit den ersten Volkskammerwahlen im Oktober 1950 immer wieder Protest. Der Oberschüler Hermann-Joseph Flade sollte wegen der Verbreitung von Flugblättern gegen die ersten Volkskammerwahlen sogar hingerichtet werden. Nur massive Proteste in ganz Deutschland verhinderten diesen Mord. Als am 7. Mai 1989 Kommunalwahlen in der DDR anstanden, organisierte die Opposition erstmals den flächendeckenden Nachweis darüber, dass diese «Wahlen» systematisch gefälscht wurden. In etwa 1000 Wahllokalen in über 50 Städten und Gemeinden beobachteten Oppositionelle die Stimmenauszählung und konnten so nachweisen, dass die von ihnen ermittelten Wahlergebnisse deutliche Disparitäten zu den offiziell verkündeten aufwiesen.

Die kommunistische Propaganda suggerierte unentwegt, die Mehrheit der Bevölkerung stünde hinter der kommunistischen Idee und nur eine kleine Minderheit sei «noch» nicht dafür gewonnen. Diese angebliche Einheitlichkeit der Gesellschaft sollte durch den Wahlausgang oder durch die ständigen Massenaufmärsche symbolisiert werden. Die Absicherung von Wahlen nannte das MfS nicht

zufällig «Aktion Symbol». Dieses Codewort deutet auch an, warum die SED-Führung auf ein Ergebnis um 99 Prozent beharrte und so viele Tricks anwandte, um auch die Nichtwähleranteile (1989 offiziell etwas mehr als 150 000) gering zu halten. Nichtwähler und Gegenstimmen machten 1989 zusammen offiziell rund 300 000 von 12,5 Millionen Wahlberechtigten aus. Das schien auf 15 Bezirke verteilt überschaubar. Es liegt im Wesen von kommunistischen Diktaturen begründet, nur eine kleine Gruppe von Gegnern des «historischen Fortschritts», der «historischen Gesetzmäßigkeiten» und vor allem der allumfassenden «Fürsorgepolitik» als Restgruppe bürgerlicher Anschauungen offiziell einzuräumen. Eine Fälschung, die nur je drei Punkte mehr Gegenstimmen und Nichtwähler zugelassen hätte, hätte schon eine Personengruppe von etwa einer Million Menschen umfasst. Die hätten sich nicht so einfach wegdiskutieren lassen. Die SED sah die Gefahr der Nachahmung, ein Effekt, den sie besonders fürchtete.

[...]

23. Warum hatte die DDR eine Reichsbahn, wo es doch kein Reich mehr gab?

Dass ausgerechnet in der DDR eine «Deutsche Reichsbahn» durch die Gegend fuhr, wunderte schon vor 1989 viele Menschen, insbesondere jüngere. Wenn man danach fragte, bekam man nur kryptische Antworten. Dabei wäre die Auflösung ganz einfach gewesen. Die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges hatten festgelegt – nicht ahnend, wie lange die deutsche Teilung und die Teilung Berlins andauern würden –, dass allein der «Deutschen Reichsbahn» die Betriebsrechte über das Streckennetz in Berlin obliege. Es war also eine rein statusrechtliche Frage, warum in der DDR die Züge als «Deutsche Reichsbahn» durch die Landschaft ratterten. Hätte die DDR diesen Namen aufgegeben, so hätte sie die Hoheit über das S-Bahn-Netz in West-Berlin verloren. So aber behielt die DDR es bis 1984 in ihren Händen.

Aber nicht nur die «Reichsbahn» irritierte. Auch andere sprachpolitische Eigentümlichkeiten waren zu beobachten. Kunstfasern (Polyamidfasern), die zur Herstellung von Textilien verwendet wurden, hießen «Dederon», eine Zusammensetzung aus DDR und der Endung «on» (wegen des aus den dreißiger Jahren stammenden Kunstwortes «Perlon»). Ein aus Kunstfasern entwickelter Herrenanzug wurde «Präsent 20» genannt, weil er zum 20. Jahrestag der DDR auf den Markt kam. Vor allem um Anglizismen zu vermeiden, erfand die SED zahlreiche neue Worte. Die «Frisbee-Scheibe» hieß offiziell «Wurfrotationsflachkegel», ein Hot Dog «Ketwurst», ein Hamburger «Grilletta», ein gebratenes Hähnchen aber wiederum «Goldbroiler». In der Alltagssprache setzten sich solche Begriffsschöpfungen ebenso nur bedingt durch (Goldbroiler wäre eine Ausnahme) wie die angestrebte Russifizierung der Sprache eher randständig blieb (Ausnahmen wären die «Datsche» für Wochenendgrundstück oder «Subbotnik» für «freiwilligen» Arbeitseinsatz). Noch weniger erfolgreich waren bürokratische Sprachschöpfungen wie etwa «Erdmöbel» für Sarg, «Sättigungsbeilage» für Salat, «Stadtbilderklärer» für Stadtführer, «Feierabendheim» für Alters- oder Seniorenheim oder «Winkelement» für Fahne. Davon gab es ebenso unzählige wie in der Alltagssprache auf die ideologischen Anmaßungen ironisch reagiert wurde. So wurden die genormten und hellhörigen Neubauwohnungen «Arbeiterschließfächer» genannt, das MfS hieß «Horch und Guck», «Stasi» oder «die Firma», das SED-Abzeichen «Bonbon», ein überzeugter Kommunist «Rote Socke», der politische Unterricht an Universitäten oder in der NVA «Rotlichtbestrahlung», und diejenigen, die kein Westfernsehen empfangen konnten, wohnten laut Volksmund im «Tal der Ahnungslosen». Beliebt bei Unzufriedenen war, selbst Verhältnisse der SED anzulasten, für die sie nun wirklich nichts konnte, so etwa wenn vom «Scheiß-Ost-Wetter» die Rede war. Wenn allerdings etwas als «ostoid» (oder auch «ostzonal») bezeichnet wurde, war dies in jedem Fall politisch abwertend gemeint.

[...]



Alltag

48. Warum waren Handwerker die heimlichen Könige der Ostdeutschen?

Entgegen der offiziellen Ideologie war nicht die «Arbeiterklasse» die führende Kraft im Staat. Die politische Herrschaft mag die SED ausgeübt haben. Die Könige aber waren Handwerker und Verkäufer in Fachläden. Denn sie waren die inoffiziellen Verwalter des Mangels. Ihr Sozialprestige war sehr hoch und nur dem von Ärzten vergleichbar. Sie verteilten Waren und verfügten über Fertigkeiten, Werkzeuge und andere Hilfsmittel, die selbst den gewieftesten Improvisationskünstlern und umtriebigen Tauschpartnern zuweilen fehlten. Die Menschen sind nicht nur in Amtsstuben gedemütigt worden, sondern auch in Handwerkerbuden, Fachläden und Restaurants. Die Verkäufer und Handwerker waren die Könige, nicht die Kunden. Schmiergeld gehörte zum Einmaleins der Benimmregeln, kleine Geschenke verbesserten die Chancen, große Geschenke sicherten eine Vorzugsbehandlung. Am besten aber war – abgesehen von Westgeld –, man konnte mit einer Gegenleistung aufwarten, die dem Handwerker oder dem Fachverkäufer augenblicklich oder zukünftig nützlich erschien. Die meisten Menschen hatten sich daran irgendwie gewöhnt, auch an die unerträgliche Arroganz des Klempners und die schier unfassbare Unfreundlichkeit des Kellners. Die wussten, sie erhielten ihr Geld mit oder ohne Freundlichkeit. Ungehalten zeigten sie sich nur, wenn ihnen mit der gleichen Unfreundlichkeit begegnet wurde – nicht in ihrem Geschäft, aber in einem anderen. Und deshalb hatten auch sie das System am Ende satt.

Der miserable Zustand der Produktionsanlagen in allen Volkswirtschaftszweigen hatte eine weitere Schattenseite: Havarien und Unfälle gehörten zum Arbeitsalltag, teilweise mit tödlichen Folgen und nachhaltigen Umweltbelastungen. In nicht wenigen Betrieben produzierten die Arbeiter mit Maschinen, die vor 1933 oder gar vor 1914 aufgestellt worden waren, was auch den Erfindungsreichtum und die Improvisationsfertigkeit vieler Menschen aus der DDR erklärt. Daher wuchs dem Sektor «Reparatur und Instandhaltung» eine Bedeutung zu, die heute kaum noch vorstellbar ist. Im persönlichen wie betrieblichen Alltag waren diejenigen, die reparierten, instand setzten, sanierten und zuweilen modernisierten, ungekrönte Könige, deren Gunst sich jeder entweder zu erarbeiten, zu erkaufen, zu ertauschen

oder zu erbuckeln hatte. Die DDR-Gesellschaft war das Gegenteil einer Dienstleistungsgesellschaft.

[...]

55. Warum brachte sich der Westbesuch sein Toilettenpapier mit? Der Volksmund witzelte: «Warum ist das Toilettenpapier in der DDR so hart?» Die Antwort fiel wenig vornehm aus: «Damit aus dem letzten ›braunen‹ Arsch auch noch ein ›Roter‹ wird.» In diesem Witz sind gleich zwei Erfahrungen verarbeitet worden. Er behauptet einerseits eine personelle Kontinuität zwischen früheren NSDAP-Mitgliedern und SED-Mitgliedern bzw. Systemträgern. Zudem suggeriert er Ähnlichkeiten zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus, eine Ansicht, die sowohl in den fünfziger wie den achtziger Jahren «auf der Straße» durchaus beliebt war, um die Ablehnung der SED-Diktatur zu dokumentieren. Andererseits aber verarbeitet dieser Witz den alltäglichen schmerzhaften Toilettengang, bei dem man sich schon einmal Splitter unter die Haut schieben konnte, nicht nur von der Klobrille, sondern auch mit dem harten Papier. Die meisten Menschen hatten sich daran natürlich gewöhnt. Ihre Verwandten aus dem Westen zeigten sich dazu weniger geneigt, und nicht wenige

brachten sich bei ihren Besuchsreisen das gewohnte hautfreundlichere Toilettenpapier mit.

Viele Bundesbürger, die in die DDR kamen, sprechen noch heute von ihren Erlebnissen bei der Grenzkontrolle so als wäre ihnen sonst was passiert. Das war für sie in den siebziger und achtziger Jahren natürlich ungewöhnlich, diese Unfreundlichkeit, der barsche Ton, die menschliche Kälte, aber was erwarteten sie denn eigentlich? Sie galten an der Grenze als «Klassenfeinde» und wurden dementsprechend nicht mit Rosen empfangen. Weil die Unannehmlichkeiten aber nach der Grenze nicht nachließen, nahmen viele all jene alltäglichen Bedarfs- und Konsumgüter mit, auf die sie glaubten, selbst für ein paar Tage nicht verzichten zu können: Kaffee, Nutella, Seife, Toilettenpapier, Schokolade, Käse, Wurst und vieles mehr. Viele Ostdeutsche hat dies damals gewundert, manche sogar verärgert und verletzt. Die wenigsten haben dies ihren Verwandten gegenüber geäußert, weil die ja nicht nur die Reste in der Zone ließen, sondern auch die heiß begehrten Westpakete schickten und überhaupt meist sehr großzügig mit Geschenken waren. Die meisten Ostdeutschen haben sich nach 1990 diesen Gepflogenheiten sehr schnell angepasst. Fahren sie heute in den Urlaub ins Ausland, zumal wenn es in weniger westliche Gebiete geht, schleppen sie sich auch mit Dingen ab, ohne die auch ihnen ein Überleben nun fast unmöglich erscheint.

[...]

70. Warum war die «Olsenbande» so beliebt? Die SED-Kulturpolitik versuchte immer wieder, Einflüsse des Westens zurückzudrängen: Hollywood-Filme galten lange Zeit als Schund, kamen in den siebziger und achtziger Jahren aber immer häufiger in die Kinos und auch auf die Mattscheibe; westliche Musik und Literatur sind zunächst ebenfalls nur sehr vorsichtig verbreitet worden, aber auch hier wurde in den siebziger und achtziger Jahren das Angebot breiter, selbst Superstars wie Bob Dylan, Joe Cocker oder Bruce Springsteen konnten 1987/88 vielumjubelte Open Air-Konzerte in der DDR geben. Etwa 100 LPs von Rock- und Popstars brachte das Staatslabel

Amiga als Lizenzübernahmen heraus – sehr, sehr wenig, aber besser als gar nichts. Comics und Zeichentrickfilme galten als besondere Ausgeburt amerikanischer Dekadenz, dennoch sind in der DDR aus eigener bzw. osteuropäischer Produktion Nachahmungen gedruckt und gedreht worden. Besonders erfolgreich und originell war die monatliche Comiczeitschrift «Mosaik» (1955–75, 223 Ausgaben), deren Originale heute erstaunliche Sammlerpreise erzielen.

Eine westliche Spielfilmproduktion brachte es in der DDR zu einem besonderen Kultstatus. Das war zunächst erstaunlich, weil sie offiziell gezeigt wurde und in der Bundesrepublik kaum bekannt war. Denkbar schlechte Voraussetzungen eigentlich, da von vielen Menschen das offiziell zugelassene schon aus Prinzip abgelehnt wurde. Praktisch jeder aber kannte in der DDR die «Olsenbande», eine große Mehrheit liebte diese insgesamt 13 dänischen Spielfilme (1968–1981). Nur in Dänemark selbst (und abgeschwächt in Polen) feierten die Filme ähnlich große Erfolge. Die Komödien bauten jeweils auf einem ähnlichen Muster auf. Gangsterchef Egon Olsen kommt zu Beginn der Handlung aus dem Gefängnis. Davor warten seine beiden Kumpane Benny und Kjeld, später auch noch dessen Sohn Børge. Egon bringt einen neuen Plan mit, meist saß er mit einer hochgestellten Person aus der Regierung, einem Bankier oder einem Anwalt zusammen in der Zelle. Sie fahren zu Kjeld nach Hause, wo sie von dessen hysterischer Ehefrau Yvonne erwartet werden, die einerseits von Mallorca und Reichtum träumt, andererseits immer von den Dingen des Alltags voll in Anspruch genommen ist. Am Ende des Films fährt Egon wieder ein, seine beiden Freunde bleiben aus unerfindlichen Gründen stets vom Gefängnis verschont. Die Gegenspieler der Olsenbande sind die Großen und Mächtigen, denen sie unaufhörlich ein Schnäppchen schlagen. Die Polizei rangiert irgendwie dazwischen, der eine Polizist findet Betriebsfeste wichtiger als Verbrecherjagd, der andere ist eifrig, sein Tatendrang kennt keine Grenzen. Allein die Dialoge der Polizisten hätten zum Kultstatus gereicht.

Egon ist ein ewiger Verlierer, den nichts umbringt, der immer wieder aufsteht, nie seinen Optimismus verliert, allen die Worte im Munde umdreht und irgendwie immer Recht behält – bis er doch wieder im Knast sitzt. Der dicke Kjeld sorgt sich vor allem um seine Ehefrau, ist ängstlich, aufgeregt, das Antbild eines Kriminellen, der sich nur aus der Not heraus, und weil er seine Freunde nicht im Stich lassen will, an den Coups beteiligt. Der schlaksige Benny hingegen

sieht schon mit seinen Hochwasserhosen wie ein stereotyper Kleinkrimineller aus. Er bekommt jedes Schloss auf. Eine eigene Meinung scheint er nie zu haben, stimmt immer Egon zu, ohne dabei Kjeld wirklich zu widersprechen. Er ist das Bindeglied. Kult war sein ständiger Ausspruch «Mächtig gewaltig!», womit er auf jede Idee Egons und jeden kleinen Erfolg reagierte. Im dänischen Original hieß es etwas weniger fein «scheiß-gut». Auch dass er immer wieder mal ein Sexheftchen zur Hand hat, das man aber nie wirklich sieht, und so auch mal etwas «Schlüpfriges» im Film zu erahnen war, trug zur Popularität bei. Die Verbrecherkomödie, ein Genre, das es in der DDR praktisch nicht gab, übte sich zudem in anderen Tabubrüchen, zumindest für DDR-Zuschauer: mal brach die sympathische Bande in Regierungsgebäude ein, mal drang sie in militärisches Sperrgebiet ein, zuweilen munkelte Egon über Geheimdienste und transnationale Verbindungen.

Das Besondere an der Olsenbande war aber etwas anderes: sie erwiesen sich als Meister der Improvisationskunst, legten sich mit den Mächtigen der Welt an, hatten ständig Träume, die sie nicht verwirklichen konnten, und sahen lange Zeit wie die Sieger aus, um am Ende doch noch zu verlieren. Selbst ihr Auto erinnerte viele DDR-Menschen ans eigene Gefährt: es war alt, verrostet und blieb einfach stehen, meist fehlte Benzin. Egons Pläne waren so einfach wie genial. Mit einfachsten Mitteln und Materialien, deren Sinn sich den Zuschauern erst im Laufe der Zeit erschloss, tricksten sie alle und jedes und schließlich regelmäßig auch sich selbst aus. Irgendwie schienen diese dänischen Komödien im übertragenen Sinne für viele Ostdeutsche aus dem Schoß ihrer eigenen Gesellschaft entsprungen zu sein.

[...]



Nachleben

95. Hätte die Bundesrepublik von der DDR etwas lernen können?

In einem hatten die SED-Theoretiker Recht: die Systeme der DDR und der Bundesrepublik waren unversöhnlich. Die Suche nach einem «dritten Weg», der das «Gute» beider Systeme in einem völlig neuen vereint, beruht auf einer Annahme, die historisch verfehlt ist. Denn es geht nicht um «gut» oder «schlecht», sondern um «frei» oder «unfrei». Ein bisschen «gut» hier, ein bisschen «schlecht» dort – daraus kann man tatsächlich etwas Drittes schmieden. Aber ein bisschen «frei» gibt es so wenig wie ein bisschen «unfrei». Dies gibt es jeweils nur ganz. Und aus zwei «Ganzen» lässt sich nichts Drittes machen. Man muss sich für eine Seite entscheiden.

Was auch immer der Einzelne in der DDR als positiv wahrgenommen oder erlebt haben mag, es funktionierte nur im Rahmen eines extrem unfreiheitlichen Systems. Alles kam in der DDR als Geschenk des Staates daher, so wie Eltern ihre Kinder beschenken. Verhielten die Menschen sich nicht so, wie von «Vater Staat» gewünscht oder erhofft, entzog er ihnen nicht nur seine Liebe und verteilte Strafen bis zum Mord an der Mauer, er konnte auch jederzeit Geschenke wieder einziehen, ohne dass sich der Einzelne dagegen rechtsstaatlich wehren konnte. Die gesamte Gesellschaftspolitik der SED baute auf diesem Prinzip auf.

Aus der Geschichte lernen zu wollen, ist ein hehrer Vorsatz, der fast immer an der Realität zerbricht. Die Bundesrepublik z. B. gab sich ein Grundgesetz, das auf den Lehren der Vergangenheit basierte. Und doch leben wir in einer Gesellschaft, die noch immer Rassismus und Antisemitismus nicht überwunden hat, auch wenn das Millionen leugnen. Unsere Gesellschaft hat in den letzten Jahren immer mehr Menschen von der Teilhabe an ihren Segnungen ausgeschlossen: wegen fehlender Bildung, wegen fehlender Arbeitsmöglichkeiten, wegen anderer Sozialisationsmuster, wegen anderer Herkunft, wegen anderer religiöser Identitäten. Wir leben in einer Gesellschaft, deren Kraft zur Integration aller – «die Würde des Menschen ist unantastbar» – bedroht ist. Vielleicht ist dies dann doch etwas, was unsere Gesellschaft von «1989», nicht von der DDR!, lernen sollte: Freiheit und soziale Gerechtigkeit (nicht Gleichheit!) gehören zusammen. Freiheitliche Demokratie lebt von der «Einmischung in die eigenen An-

gelegenheiten» (Jürgen Fuchs) und davon, dass dabei jeder und jede seinen anerkannten Platz beanspruchen darf. Nur wenn ich mit der gleichen Vehemenz das Freiheitsrecht meiner Nachbarn, woher sie auch kommen, welchem Glauben sie anhängen und wie sie aussehen mögen, verteidige wie mein eigenes, kommen wir dem Prinzip freiheitlicher und solidarischer Gesellschaften – regional, national, transnational und global gleichermaßen – wenigstens nahe.

[...]